



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Ramiro Pinilla

# **Nur ein Toter mehr**

Roman

Aus dem Spanischen von  
Stefanie Gerhold

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ramiro Pinilla  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Der Feigenbaum (24660)



Deutsche Erstausgabe 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2009 Ramiro Pinilla  
Titel der spanischen Originalausgabe:  
>Sólo un muerto más<  
(Tusquets Editores S.A., Barcelona 2009)  
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos  
von Trevillion Images/Valentino Sani und  
plainpicture/Arcangel  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Gesetzt aus der Janson 10,25/13,5<sup>t</sup>  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24911-9

In Erinnerung an Romo P. Giras  
>*Misterio de la pensión Florrie*<  
(1944)



## 1 Ein alter Fall für einen neuen Detektiv

Mit schweren Schritten schleppe ich mich den Strand runter zum Meer, in der Hand das Päckchen, das ich gerade von der Post in Algorta geholt habe. Darin ist mein neuester Roman, dem dasselbe Los beschieden ist wie meinen vorherigen: Der Verlag hat ihn abgelehnt. Das ist mein letzter Versuch gewesen, definitiv. Sechzehn Mal habe ich in den letzten Jahren oben auf die erste Seite »Erstes Kapitel« geschrieben, sechzehn Mal habe ich irgendwann feierlich den Schlusspunkt gesetzt – und genauso oft ist das fertige Manuskript abgelehnt worden. So viele Rückschläge sollten als Beweis reichen, dass ich kein Talent fürs Schreiben habe.

Die Wellen branden träge gegen den Strand von Arrigunaga. Das Einzige, was nicht zu der friedlichen Stimmung passt, ist meine Aufgewühltheit. Trübsinnig sehe ich mich nach einem schweren Stein um, der geeignet wäre, dem Päckchen ein Ende zu bereiten, und mit ihm meinen Ambitionen, *den* Krimi schlechthin zu schreiben. Wie Whisky Soda hätte er funkeln sollen, mit solch brillanten Sätzen wie: *Einer muss bleiben, um die Toten zu zählen; In dem Kinnbaken, den ich ihm verpasste, lag die ganze Wucht meiner fünfundneunzig Kilo; oder Der Tote war ein schlanker junger Mann, der bis dahin gar nicht mal so schlecht ausgesehen hatte.* Ach, von welch

stilistischer Eleganz sind die Meisterwerke eines Hammett, Chandler, Cain, Himes, Ambler und wie sie alle heißen. Und was habe ich dagegen verfasst? Die Antwort darauf erspare ich mir lieber. Wie viele Jahre versuche ich nun schon, die Großmeister des Genres nachzuahmen, mache die Nacht zum Tag, um ihre Bücher vorwärts und rückwärts zu lesen, sage mir beim Einschlafen immer wieder ihre geschliffenen Sätze vor ... Umsonst: Von ihrer Virtuosität hat nichts auf mich abgefärbt. Ihre Sätze pulsieren – während meine dröge Kopfgeburten sind. Und diese letzten Zeilen sind nur nicht völlig missglückt, weil ich darin die Namen meiner Idole eingeflochten habe, ein Mittel, zu dem ich im Übrigen nicht das erste Mal gegriffen habe, ja ich war sogar schon mal kurz versucht gewesen, eine meiner Romanfiguren Chandler oder Cain zu taufen, um vom magischen Klang des Namens zu profitieren, habe es dann aber aus einem letzten Rest an Anstand doch sein lassen.

Endlich habe ich einen brauchbaren Stein gefunden. Aus der Hosentasche ziehe ich eine Schnur, mit der ich ihn auf dem Päckchen festbinde. Gleich werde ich es weit von mir schleudern, und nachdem es eine traurige Flugbahn beschrieben hat, wird es sein ewiges Grab in den dunklen Fluten finden und damit meiner Starrköpfigkeit ein Ende setzen. Der Packen Papier ist ganz schön dick. Meinen Hang zu ausufernden Sätzen kann ich mir wohl nicht abgewöhnen. Meine Meister brauchen für ihre fesselnden Geschichten gerade mal zweihundertfünfzig bis dreihundert Seiten, sobald ich aber versuche, mich kurz zu fassen, verkümmert mein Text zum Telegramm.

Das Bündel in meiner rechten Hand, hole ich wie ein Diskuswerfer aus – da bleibt mein Blick an einem Felsblock am Ende des Strands hängen, den die Ebbe freigelegt hat. An seiner zum Meer hin gewandten Seite befindet sich ein



dicker Metallring, an den vor Jahren jemand die Altube-Zwillinge festkettete, damit sie mit dem Einsetzen der Flut ertränken. Es starben jedoch nicht alle beide. Eladio kam gerade noch einmal mit dem Leben davon, wenn auch nur knapp: Als Antimo Zalla mit seiner Eisensäge anrückte, reichte ihm das Wasser schon bis zu den Augen, und aus Mund und Nase stiegen die Luftblasen eines Ertrinkenden auf ... *die Luftblasen eines Ertrinkenden* ... hm ... das klingt echt gut ... Seine Rettung hatte er allerdings nur dem Umstand zu verdanken, dass Lucio Etxe an jenem Morgen am Strand verzweifelte Schreie hörte, die die letzten des nach Luft ringenden Zwillings hätten sein können: »Hilfe! Holt mich ... raus!!« Das heißt, noch waren die Wellen nicht hoch, sondern gewissermaßen nur die Vorboten der steigenden Flut, doch sie schlugen Eladio schon ins Gesicht, sodass er jedes Mal eine gehörige Portion Wasser schluckte ... Hey, das ist gar nicht mal so übel ... na ja, die anschließende Erklärung könnte man vielleicht weglassen ... Das Verbrechen riss Getxo damals jedenfalls aus seiner Lethargie. *Riss Getxo aus seiner Lethargie*: Oh, là, là, Sancho, das hat ja richtig Ausdruckskraft, das hätte sogar Hammett schreiben können! Erstaunlich, dass mir auf einmal solche Sätze einfallen, und das ausgerechnet in dem Moment, da ich meine schriftstellerischen Ambitionen für immer zu Grabe tragen wollte ...

Unentschlossen blicke ich aufs Meer hinaus. Tatsächlich ist es nicht leicht, mit einem so lange gehegten Wunschtraum auf so grausame Weise Schluss zu machen. Auch wenn ich weiß, dass Koldobike mich in der Buchhandlung mit einem Ausruf der Erleichterung empfangen wird: »Na, Gott sei Dank bist du zur Vernunft gekommen, das wurde ja auch Zeit! Jetzt kannst du Narr dir endlich eine Frau suchen.« Meine Hand umfasst wieder resolut den Paken Papier, denn die letzten paar Sätze haben eindeutig wenig nach

Chandler, Hammett oder Cain geklungen, sondern viel zu sehr nach mir.

In letzter Zeit hat sich meine Angestellte immer öfter unmissverständlich über meine Geschichten ausgelassen. »Es tut mir wirklich leid, Sancho, aber deine Plots sind einfach völlig an den Haaren herbeigezogen. Denk nur mal an den von den Kindesentführern, die ihre Geiseln vertauschen. Als ein Vater protestiert, das sei nicht sein Sohn, flucht der eine: »Verdammt, hat James schon wieder nicht aufgepasst! Dann holen Sie Ihren Knirps eben in der Soundso Street. Dort hat einer auch einen falschen losgekauft.«

Das gehört zu meinem neunten Krimi, in dem zwei Elternpaare einmal quer durch ganz New York fahren müssen, um ihre Sprösslinge wiederzubekommen. Er endet damit, dass Samuel Esparta – mein Privatdetektiv, den ich nach Sam Spade benannt habe – die Kidnapper dabei ertappt, wie sie gerade ein kleines Kind in einem Karussell »ausleihen«.

Auch über den zwölften hat Koldobike sich mokiert. »Hat man schon mal so was Wirres gehört! Nachdem eine Frau Samuel damit beauftragt hat, ihren Ehemann zu beschatten, verschwindet sie plötzlich spurlos, worauf dein Detektiv nichts Besseres zu tun hat, als von ihrem Gatten sein Tageshonorar von fünfundzwanzig Dollar zuzüglich Spesen einzufordern. Der schnaubt zuerst wie ein Stier, setzt Samuel dann aber selbst auf seine Frau und deren Liebhaber an, Letzterer fängt zeitgleich aber etwas mit der Geliebten des Ehemanns an, beide misstrauen einander natürlich, sodass sie den jeweils anderen ebenfalls von deinem Helden überwachen lassen. Und um das Maß vollzumachen, taucht die Ehefrau plötzlich wieder aus der Versenkung auf und bittet Samuel, nun allen dreien hinterherzuspionieren, also ihrem Gatten, dessen Geliebter und ihrem eigenen Liebhaber. Samuel weigert sich zunächst, weil sie ihm etliche Arbeits-

tage zu fünfundzwanzig Dollar zuzüglich Spesen schulde, woraufhin sie giftet, er sei ein fürchterlicher Federfuchser, schließlich aber doch zahlt. Das bringt Samuel vollends in die Bredouille, da er nicht mehr weiß, welchem seiner vielen Auftraggeber er was erzählen kann. Und wie holst du ihn da wieder raus? Indem du den Ehemann ermorden lässt! Da niemand deinen Detektiv mit der Suche nach dem Mörder beauftragt, folgert er daraus, dass die drei ihn gemeinsam umgebracht haben, und damit ist der Fall für ihn erledigt. Also echt, Sancho!«

Behagt hat es Koldobike wahrscheinlich nicht, meine Krimis so zu verhackstücken, dennoch predigte sie mir bei jeder Ablehnung aufs Neue, dass meine Geschichten einfach keine glaubwürdigen Plots hätten. Deshalb wird sie sich bestimmt freuen, wenn ich ihr meinen Entschluss mitteile, das Schreiben ein für alle Mal sein zu lassen, weil ich endlich kapiert habe, dass es mir an Vorstellungsvergabe fehlt.

Noch immer kann ich meinen Blick nicht von dem Felsen abwenden. Den Ring kann ich von hier aus zwar noch nicht sehen – *noch nicht*, weil ich nun direkt auf das Ende des Strands zusteuere, in der Hand mein fest verschnürtes Manuskript –, doch ist er gewiss noch da, denn mir ist nicht bekannt, dass irgendwer oder gar die Wucht der Flut ihn in all den Jahren herausgerissen hätte. Félix Apraiz hat ihn vor vielen, vielen Jahren dort für seine Reusen einzementiert. Seither heißt er bei uns nur »der Felsen von Félix«. So als hätte der Fischer ihn damit käuflich erworben, als wäre es ausschließlich seiner: Kein anderer aus Getxo hat jedenfalls danach auch nur im Traum daran gedacht, seine eigenen Netze an diesen Ring zu binden, so praktisch das auch gewesen wäre.

Obwohl ... so ganz stimmt das nicht, dass niemand sich jemals des Rings bemächtigt hätte: Die dreisten Altube-Zwil-

linge befestigten immer ihre eigenen Reusen daran, sobald Félix Apraiz auf hoher See fischte, ja in Getxo wurde sogar gemunkelt, dass sie sie auch neben die des Felsenbesitzers gehängt hätten und wieder einholten, bevor er an den Strand kam, das heißt, gleich mit Einsetzen der nächsten Ebbe. Hatten sie sich mit dem Fang in ihren eigenen Reusen begnügt? Oder hatten sie sich auch Apraiz' Fische unter den Nagel gerissen? ... Hm, das macht ihn natürlich der Tat verdächtig ... Er ist allerdings nicht der Einzige, der ein Motiv gehabt hätte, es den skrupellosen Brüdern heimzuzahlen.

Das Verbrechen ereignete sich 1935, und vermutlich hängt die Tatsache, dass Polizei und Untersuchungsrichter sich damals kein Bein ausrissen – zwei, drei fruchtlose Verhöre, und das war's –, damit zusammen, dass der Mord keinen politischen Hintergrund hatte. Weshalb der Täter noch heute, zehn Jahre danach, mitten unter uns lebt! Warum haben wir alle, ich eingeschlossen, dieses ungeklärte Verbrechen bloß so viele Jahre vergessen? »Bei den hohen Verlusten kommt es für die Basken auf einen Toten mehr oder weniger auch nicht mehr an«, hätte Franco erklärt, würde man ihn dazu befragen. Und er hätte recht: Aufgrund des Bürgerkriegs und der anschließenden Repression haben wir viel zu viele Tote zu betrauern, als dass es uns heute noch interessiert, wer vor einem Jahrzehnt einen Menschen ermordet hat, der uns von jeher ein Dorn im Auge gewesen ist. Zwar war Leonardo der Sohn des unbescholtenen Roque Altube, doch waren er und sein Bruder die schwarzen Schafe der Familie und schon in jungen Jahren durch ihre Gaunereien in Veruruf geraten ...

Voller Elan stapfte ich weiter durch den Sand. Er ist nicht fein und hell, sondern dunkel und grobkörnig wegen der Hochofenschlacke, die von den Kuttern der Hüttenwerke im offenen Meer entsorgt und von der Strömung wieder an

den Strand gespült wird. Sie enthält kleine Brocken Koks, die mittellose Familien aufsammeln, um damit ihre Öfen zu befeuern – und die Eladio und Leonardo in einem unbeobachteten Moment stehlen. Ja, die Altube-Brüder waren wahrlich Blutsauger ... *Blutsauger*: Der Ausdruck gefällt mir, er bringt den Charakter der beiden Gauner auf den Punkt ... wirklich erstaunlich, dass mir auf einmal solch treffende Formulierungen einfallen, zu schade, dass ich keinen Stift dabei habe und das alles nur im Kopf fabuliere, sonst hätte ich es nachher Koldobike vorlesen können. Der neue Ton wäre ihr sicher sofort aufgefallen, ja, ganz bestimmt.

Während die belebende Meeresluft meine Lungenflügel aufbläht, erinnert mich das Päckchen in meiner Hand plötzlich wieder daran, warum ich an den Strand gekommen bin. Passagen des Schunds kommen mir wieder in den Sinn. Warum kasteie ich mich selbst mit diesen Gedanken? ... In seinem Büro in Los Angeles erhält Samuel Esparta einen anonymen Brief mit der Aufforderung, sich in einer gewissen Villa einzufinden, »in der in den folgenden vier Tagen ein Verbrechen geschehen wird«. Für den Fall, dass er den Mörder finde, stellt der Schreiber ihm eine erkleckliche Summe Dollars in Aussicht. »Mich laust der Affe!«, ruft mein Held überrascht. Ja, mit solch lächerlich klingenden Stilpatzern habe ich meine Geschichten immer kaputt gemacht: Nur ein Dilettant wie ich legt einem hartgesottenen Privatdetektiv, der von Schlägereien über Schusswechsel, Messerstechereien bis hin zu Morden schon alles gesehen hat, ein »Mich laust der Affe!« in den Mund. Und es war ja nicht nur der eine oder andere ungeschickte Ausdruck, nein, auch das ganze Handlungsgerüst habe ich stets verkorkst. Koldobike hat das schon vor langer Zeit erkannt, wohingegen ich erst jetzt ... wenn ich nur daran denke, dreht sich mir der Magen um ... Jedenfalls ist noch niemand tot, als Samuel in der Villa

eintrifft. Statt den potenziellen Mörder zu suchen, macht er sich gleich daran, seinen Auftraggeber in der illustren Gesellschaft ausfindig zu machen, die aus der Familie Baxter sowie zahlreichen Gästen besteht. Er mustert Gesichter, lauscht aufmerksam selbst den langweiligsten Unterhaltungen, verfolgt jede einzelne Bewegung des bunten Völkchens, das durch die Salons flaniert, denn er ahnt, dass derjenige, der ihm den Brief geschrieben hat, das Mordopfer sein wird. Als er ein Augenpaar auf sich gerichtet spürt, tritt er einmal sogar die Flucht nach vorn an: »Sind Sie der Hellseher?« Worauf der Angesprochene ihm mit einem »Mich wundert, was Sie hier verloren haben, ganz ohne Frack!« grummelnd den Rücken kehrt.

Samuel will sein Honorar, solange sein Auftraggeber noch am Leben ist. Die Frage ist nur: Wird er ihn rechtzeitig finden, bevor der Mörder zur Tat schreitet? Vier Tage und vier Nächte lang stellt er Gästen und Familienmitgliedern scheinbar harmlose Fragen, liest klammheimlich Briefe und Tagebücher, blickt hinter Gemälde, durchwühlt Blumentöpfe, fischt zerknüllte Zettel aus Aschenbechern und folgt vornehmen Damen bis zur Toilettentür: Ja, er arbeitet hart, und er will dafür seinen Lohn. Den er natürlich auch bekommt: Auf seiner letzten nächtlichen Runde hört er auf einmal katzenpfötchenleise Schritte. Er schleicht ihnen nach und erblickt, gerade noch rechtzeitig, den Schatten eines Arms, der mit einem bronzenen Kerzenleuchter der Patriarchin den Schädel einschlagen will, die in einem Sessel döst. »Sie hat also den Brief geschrieben!«, fährt es Samuel durch den Kopf, während er den Täter ausknockt und der Großmutter so das Leben rettet. An Ort und Stelle fordert er sogleich sein Honorar (aufgrund der guten Versorgung während des ausschweifenden Fests natürlich ohne Spesen), worauf sie meinem Helden einen Scheck über hundert Dollar ausstellt.

In der Zwischenzeit ist auch die Polizei eingetroffen und nimmt den Enkel – den die Großmutter enterbt hatte – wegen versuchten Mordes fest. Auf die interessierte Frage von Detective Inspector McCorman, wie er ihm auf die Schliche gekommen sei, antwortet Samuel: »Ich bin zugelassener Privatdetektiv und habe da meine ganz eigenen Methoden.«

Diese grandiose Geschichte befindet sich also in dem Päckchen, das ich gleich mit allergrößtem Vergnügen in die Fluten schleudern werde. Kurioserweise fühle ich mich dennoch wie neugeboren. Mehr oder weniger dürfte ich nun an der Stelle stehen, wo Lucio Etxe in jenen frühen Morgenstunden des Jahres 1935 Hilfeschreie vernahm. Obwohl er weit und breit niemanden sah, lief er sofort in die Richtung, aus der die abgehackten Schreie kamen, kletterte über die Steine zu der Klippe, wo er an der zum Meer hin gewandten Seite im Wasser einen Kopf erblickte, der mit schweren Ketten an Apraiz' Eisenring befestigt war. Noch mehr erschrak er jedoch, als er tief unter dem Ertrinkenden einen zweiten Kopf entdeckte, dem die steigende Flut schon keine Zeit mehr zum Atemholen ließ. Verzweifelt zerrte Etxe an den Ketten, doch Eladio schrie: »Das ist sinnlos! Hol ... den ... Schmied!«, wenn die anbrandenden Wellen sich kurz zurückzogen und er nach Luft schnappen konnte. Worauf Etxe losrannte, über den Strand, den Hügel bergan, hinauf nach Cuatro Caminos.

In Getxo hat man sich nie einigen können, wie lange er für den Weg zu Zallas Schmiede und zurück zu Eladio brauchte. Irgendeiner meinte zwar, dass jeder über eine Mauer springen könne, wenn ihm ein Stier auf den Fersen sei, dennoch glaubte man, dass Etxe für die Strecke mindestens zwanzig Minuten benötigt hatte. »Aber nur, wenn er an dem Tag nicht so lahmarschig war wie sonst«, hieß es damals und auch später noch am Kneipentresen von La Venta, und ei-

nige Frauen und nicht wenige Männer hielten es sowieso für ein Wunder, dass Eladio überlebt hatte.

Wie viele Minuten Antimo Zalla und sein Sohn für das Zersägen der Ketten brauchten und wen der Schmied zuerst befreite, Leonardo oder Eladio, bot ebenfalls Anlass zu Spekulationen. Die Mehrheit tippte auf Eladio, da der die größeren Überlebenschancen hatte, das heißt überhaupt welche; ob ihre Vorgehensweise nun logisch war oder nicht, interessierte die drei Männer in dem Moment aber sicher nicht im Geringsten, kämpften sie doch verbissen um das Leben zweier, wenn auch noch so unbeliebter Mitbürger.

Wahrscheinlich haben die zitternden Hände des Schmieds einfach impulsiv mit Eladios Kette begonnen. Aufgrund der Anspannung und der anbrandenden Wellen brachen fünf Sägeblätter (manche behaupten, es seien vier oder sechs gewesen), bis Zalla, sein Sohn Tomasón und Etxe den Zwilling an den Strand schleppen konnten, wo sie ihn abwechselnd von Mund zu Mund beatmeten. Irgendwann muss einem der drei dann eingefallen sein, dass der zweite Zwilling ja auch noch an den Ketten hing, woraufhin sie wieder auf die Klippe kletterten, den Toten aus seinem feuchten Grab zogen und ihn dann neben seinen Bruder legten, der einen Schwall Meerwasser nach dem anderen erbrach. Als dieser den toten Leonardo erblickte, seien in seinen Augen mehr Tränen als Wasser gewesen, erzählte Etxe später, er habe sich auf ihn gestürzt und ihn geschüttelt, damit er wieder lebendig würde.

*Damit er wieder lebendig würde:* Das gefällt mir! Unglaublich: Ich fabuliere ohne Feder und Papier, nur in meinem Kopf, doch ich erzähle eine Geschichte, daran besteht kein Zweifel. Oder sind das in meinem Kopf nur Spinnereien, die sich in Luft auflösen, sobald ich sie niederschreiben will? Die Feuerprobe für einen Schriftsteller ist bekannt-



lich die Übertragung seiner schöpferischen Gedanken auf Papier – und das Einzige, was ich auf Papier habe, ist der auf meiner Underwood getippte Schund in meiner rechten Hand. Trotzdem besteht das, was ich bisher gedanklich »geschrieben« habe, aus Worten, und ein Wort bleibt immer ein Wort, ganz gleich, ob es nun im Kopf oder auf Papier festgehalten wird! ... Doch warum klingen die Sätze, die mir gerade durch den Kopf gehen, so viel besser als mein bisheriges Geschreibsel?

Die vier blieben bei dem Ertrunkenen, bis die ansteigende Flut sie dazu zwang, die Leiche weiter oben am Strand abzulegen. Daraufhin brummte der Schmied, man müsse die Obrigkeit verständigen. In der Stunde, die es sich hinzog, bis sein Sohn Tomasón mit Ermittlungsrichter, Arzt und Polizei zurückkam, konnten weder Zalla noch Etxe oder Eladio den Blick von Leonardos wachsbleichem Gesicht wenden ...

Die anschließenden Ermittlungen der Polizei aus Bilbao führten dann allerdings zu keinem Ergebnis. Die Familien, die diskret dazu befragt wurden, erzählten darüber so wenig, dass man im Dorf allein auf Vermutungen angewiesen war. Das Einzige, was durchsickerte, war, dass die Polizei Félix Apraiz zweimal aufsuchte, was aber niemanden weiter wunderte, schließlich gehörte dem Fischer der Eisenring. Danach vergingen Wochen und Monate, in denen wir rein gar nichts erfuhren, nicht einmal, ob sie jemanden in Verdacht hatten. Und mit Ausbruch des Bürgerkrieges verliefen die Ermittlungen endgültig im Sand, und die Sache geriet auch bei uns in Vergessenheit ...

So weit, so gut. Bis hierhin reicht die Geschichte, die ich im Kopf schreibe, mehr gibt meine Erinnerung einfach nicht her. Aber ich glaube, sie ist ziemlich gut. Dass ich das so klar beurteilen kann, ist sicher der ebenso unwiderrufflichen wie

schmerzhaften Tatsache geschuldet, dass ich meine bisherigen sechzehn Romane inzwischen für grottenschlecht halte.

Seither sind jedenfalls zehn Jahre vergangen. Wie Félix Apraiz und Lucio Etxe heute wohl darüber denken? Und Eladio Altube? Oder seine Eltern, Roque und Madia Altube, sowie die übrigen Geschwister, Cenobia, Anastasia, Pelayo und Aurelio? Ob es Don Manuel, dem Dorflehrer, manchmal noch in den Sinn kommt? Oder Efrén Baskardo, dem Großindustriellen, bei dem die Zwillinge als junge Bur-schen gearbeitet und den sie schamlos beklaut hatten? Und die anderen Einwohner von Getxo, die hin und wieder zum Baden oder Fischen an den Strand gehen: Erinnern sie sich daran, wenn ihnen der Eisenring ins Auge fällt? Ergreift sie dann vielleicht wie mich ein leichter Schauer, weil der, der den Mord begangen hat, noch immer unerkannt mitten unter uns lebt? Mein starker, geheimnisvoller Romananfang verdient wirklich eine Fortsetzung, und zudem braucht jede Geschichte ein Ende – und diese hat keines.

Der Roman in meiner Hand hingegen schon. »Was nichts taugt, runter vom Wagen!«, rufe ich, wie wir das in Getxo in solchen Fällen immer tun, und kreise meinen Arm wie einen Windradflügel. Und dann fliegt das Päckchen mit meinen pseudoliterarischen Ergüssen auch schon in hohem Bogen aufs offene Meer hinaus und taucht mit einem dumpfen Platsch ins Wasser.

Doch was nun? Eine Lebensphase wäre abgeschlossen, und das Mindeste, was mir das Schicksal jetzt gönnen müsste, wäre eine kleine Ruhepause, bevor ich etwas Neues ins Auge fassen kann. Ich lasse mich in den Sand fallen, und tatsächlich gelingt es mir, die Augen zu schließen und so nicht länger Apraiz' Felsen zu sehen und mir den Eisenring daran vorzustellen, den sicher schon der Rost zerfressen hat. Wie lange war ich dem Schreibwahn verfallen? Mein erstes Opus

verfasste ich 1939 ... das heißt, ich habe sechs ebenso glückliche wie verlorene Jahre damit zugebracht Meine Mutter wird jedenfalls froh sein, dass ich nicht mehr länger Schimären nachjage und auf den Boden der Wirklichkeit zurückgekehrt bin: »Endlich bist du zur Vernunft gekommen! Es ist wirklich besser, du kümmerst dich um deine Buchhandlung, davon kannst du zumindest leben.«

## 2 Beltza

Die Kirchenglocken von San Baskardo holen mich in die Realität zurück. Ich springe auf. Koldobike hat den Laden sicher schon zugesperrt.

Zwanzig Minuten später stehe ich vor meiner Buchhandlung und wühle in meinen Taschen nach dem Schlüssel. Als meine Finger nichts finden, greifen sie instinktiv nach der Klinke, drücken sie herunter – und begleitet vom Ding-Dong des Glöckchens öffnet sich die Glastür. Unter Koldobikes inquisitorischen Blicken gehe ich stumm nach hinten, wo ich mich an meinen kleinen Tisch setze und den Stapel Rechnungen zu sortieren beginne. Warum ist sie nicht essen gegangen?

»Ich habe eben noch am Telefon einen Navarro Villoslada verkauft«, höre ich ihre Stimme näher kommen. »Was ist mit dir los?«

»Machst du heute keinen Mittag?«, grummele ich, ohne aufzusehen.

»Wusste ich's doch!« Sie hat sich direkt vor mir aufgebaut. »Du hast irgendwas.«

»Woher willst du das schon wieder wissen?«

»Für so was habe ich einen Riecher.«

Hoppla, meine Angestellte ist wirklich nicht auf den Mund